

*Im Knaur Taschenbuch Verlag sind bereits
folgende Bücher des Autors erschienen:*

Roter Zar

Der rote Sarg

Über den Autor:

Sam Eastland ist das Pseudonym des amerikanischen Schriftstellers Paul Watkins, geboren 1964, der sich auch mit literarischen Werken einen Namen gemacht hat. Seinen ersten Roman veröffentlichte er im Alter von sechzehn Jahren. Mit seiner Familie lebt er in Hightstown, New Jersey.

Weitere Informationen unter www.inspectorpekkala.com

Sam Eastland
SIBIRISCH ROT

KRIMINALROMAN

Aus dem Englischen von
Karl-Heinz Ebnet

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»Sibirian Red« bei Faber and Faber Ltd., London.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe September 2014
Knaur Taschenbuch

Copyright © 2012 Sam Eastland
Copyright © 2014 für die deutschsprachige Ausgabe bei
Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Claudia Alt

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildungen: © KACPER PEMPEL / Reuters / Corbis

© Stephen Carroll / Trevillion Images

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51393-4

ARBEITSLAGER BORODOK

Krasnagoljana-Tal

Sibirien

September 1939

In einer Höhle tief in der Erde, beleuchtet von der rußenden Flamme einer Kerosinlampe, kniete ein Mann in einer Pfütze. Er hatte die Hände von sich gestreckt, als wollte er die Wassertropfen auffangen, die von den Rissen in der Decke fielen. Er war schwer verwundet, tiefe Schnitte bedeckten Brust und Arme. Das selbstgefertigte Messer, mit dem er sich zu verteidigen versucht hatte, lag hinter ihm, außerhalb seiner Reichweite. Er hatte den Kopf geneigt und starrte verwirrt auf das eigene Spiegelbild in der Pfütze, wie jemand, der sich selbst nicht mehr erkannte.

Vor ihm erstreckte sich der Schatten seines Mörders, der ihn hierhergebracht hatte. »Ich bin gekommen, um dir einen Grund zum Weiterleben zu geben«, sagte der Mörder. »Und so dankst du es mir?«

Mit blutverschmierten Fingern löste der Mann den Knopf seiner Brusttasche und zog eine zerknitterte Fotografie heraus, auf der berittene Soldaten vor einem Waldstück zu sehen waren. Die Männer hatten sich in ihren Sätteln nach vorn gebeugt, sie lächelten in die Kamera.

»Sie waren für mich der Grund, am Leben zu bleiben«, sagte er.

»Und jetzt sind sie der Grund, warum du stirbst.«

Langsam, so, wie sich manche in ihren Träumen bewegen, stellte sich der Mörder hinter den Mann. Und mit einer fast

sanften Bewegung griff er nach dessen kurzem, verdrecktem Haar und zwang seinen Kopf in den Nacken, bis die Sehnen am Hals hervortraten. Aus den Falten seiner Kleidung zog er ein Messer, schnitt dem Mann die Kehle durch und hielt ihn dabei wie einen Geliebten im Arm, bis das Herz ausgeblutet war.

Poskrjobyschew!« Josef Stalins Stimme dröhnte durch die Wand.

Im Zimmer nebenan zuckte Stalins Sekretär zusammen. Poskrjobyschew war ein kleiner, rundgesichtiger Mann, kahl bis auf einen grauen Haarkranz. Wie sein Vorgesetzter stopfte er sich die Hosenbeine in die schwarzen Kalbslederstiefel, dazu trug er einen einfachen, bräunlich grünen Waffenrock in genau der Farbe der verfaulenden Äpfel, mit denen er in seiner Kindheit auf dem Weg zur Schule von Ermakow und Schwartz, zwei Rabauken aus der Nachbarschaft, in schöner Regelmäßigkeit beworfen worden war.

Seit dem einen Monat zurückliegenden Kriegsausbruch hatte es viele solcher Wutanfälle des *Woschd* gegeben, des Führers, wie Poskrjobyschew seinen Vorgesetzten bezeichnete.

Am 1. September 1939 war das Deutsche Reich in Polen eingefallen, wie es im geheimen Zusatzprotokoll zum deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt niedergelegt worden war.

Als Rechtfertigung für den Angriff diente eine Reihe von inszenierten Überfällen auf deutsche Grenzposten, unter anderem auf das deutsche Zollhaus in Hochlinden und den Sender Gleiwitz. Dreizehn Häftlinge aus dem Konzentra-

tionslager Oranienburg waren in der Nacht nach Hochlinden gefahren worden. Dies geschah unter dem Vorwand, an Dreharbeiten für einen Propagandafilm mitzuwirken, der der Verbesserung der deutsch-polnischen Beziehungen dienen sollte. Alle trugen polnische Armeuniformen, und ihre Aufgabe sollte es sein, irgendwo in den Wäldern an der Grenze ein Treffen zwischen deutschen und polnischen Soldaten nachzustellen.

Die Filmhandlung war simpel. Die beiden einander misstrauisch beäugenden Seiten würden zunächst die Waffen zücken, und einen quälenden Augenblick lang hätte es den Anschein, als würde es zu einem Schusswechsel kommen. Dann aber würde sich die Erkenntnis durchsetzen, dass sie alle doch nur Menschen wären. Sie würden die Waffen wegstecken, sich gegenseitig Zigaretten anbieten, die beiden Patrouillen würden sich verabschieden und schließlich wieder in den Wäldern verschwinden. Den Häftlingen war versprochen worden, dass sie nach Abschluss der Dreharbeiten in die Freiheit entlassen würden.

Vor Hochlinden hielten die Lastwagen an, die Häftlinge teilten sich mit der begleitenden SS-Mannschaft die Essensrationen, dabei wurde auch jedem Häftling, reine Routinemaßnahme, eine Tetanus-Spritze verpasst. Die Spritzen waren aber nicht mit Tetanus-Impfstoff gefüllt, sondern mit Blausäure. Minuten später waren die Häftlinge tot.

Die Leichen wurden wieder auf die Lastwagen geladen, der Konvoi fuhr weiter, schließlich wurden die Leichen im Wald abgeladen, und die SS-Männer gaben Schüsse auf sie ab. Später dienten die Toten als Beweis für einen Angriff polnischer Soldaten auf deutsches Reichsgebiet.

Gleichzeitig drangen unter Führung von SS-Sturmbannführer Naujocks polnischsprachige SS-Leute in das Gebäude des Rundfunksenders Gleiwitz ein, unterbrachen das reguläre Programm und verlasen eine Durchsage, in der sie verkündeten, dass Gleiwitz in polnischer Hand sei. Am Tag darauf überquerten deutsche Panzereinheiten die polnische Grenze. Stunden später flogen deutsche Flugzeuge erste Luftangriffe.

Zwei Wochen später begann die russische Armee, gemäß dem Molotow-Ribbentrop-Pakt, mit dem Einmarsch in Ostpolen.

Obwohl sich der Zusammenbruch der polnischen Streitkräfte bereits abzeichnete, führten schon kleinste Rückschläge – ein taktisches Ausweichmanöver, ein zeitlich schlecht gewählter Angriff, Nachschubgüter, die den falschen Empfänger erreichten – zu einem Zornesausbruch bei Stalin.

Und Poskrjobjeschew war derjenige, der diesen Zorn als Erster abbekam.

»Wo steckt er?«, war Stalins gedämpfte Stimme hinter den geschlossenen Türen zu seinem Arbeitszimmer zu hören.

»Poskrjobjeschew!«

»Heilige Mutter Gottes!«, murmelte Poskrjobjeschew, während ihm Schweißperlen auf die Stirn traten. »Was hab ich jetzt wieder getan?«

Dabei wusste Poskrjobjeschew ganz genau, was er getan hatte. Er hatte diesen Augenblick seit langem gefürchtet, und jetzt waren seine Vergehen anscheinend ans Licht gekommen.

Als Poskrjobjeschew zu Stalins Privatsekretär ernannt

wurde, die höchste Auszeichnung, die sich einer wie er erhoffen konnte, hatte er als Erstes Dokumente zur Deportation der Genossen Schwartz und Ermakow gefälscht, seiner beiden Feinde aus Kindertagen, denen er Rache geschworen hatte. Aufgrund der mit Stalins Faksimileunterschrift unterzeichneten Dokumente wurde die Deportation der beiden Männer, der eine war Elektriker, der andere Dachdecker, nach Archangelsk angeordnet. Dort, am Polarmeer, war mit dem Ausbau des Hafens zu einer modernen Militärbasis für die sowjetische Marine begonnen worden. Bei den auf mehrere Jahre angelegten Bauarbeiten waren die Arbeitskräfte den extremsten Bedingungen ausgesetzt.

Warum solche Dokumente direkt aus Stalins Büro kamen, wagte niemand zu hinterfragen. Darin lag die vollkommene Perfidie von Poskrjobjuschews Rache, auf die er dreißig Jahre lang hatte warten müssen.

In den Wochen und Monaten nach der Deportation von Schwartz und Ermakow suchte Poskrjobjuschew häufiger das meteorologische Büro im Kreml auf und erkundigte sich nach dem Wetter in Archangelsk. Dreißig Grad unter null. Vierzig Grad unter null. Einmal sogar minus fünfzig Grad. Je schlimmer die Bedingungen, umso überzeugter war Poskrjobjuschew, dass es Gerechtigkeit gäbe für Menschen wie ihn, was er damals, als die matschigen, gärenden Äpfel im Dutzend auf ihn niedergeprasselt waren, kaum für möglich gehalten hätte.

Sein Plan war ihm zunächst als narrensicher erschienen, mit der Zeit musste Poskrjobjuschew aber einsehen, dass es so etwas wie Sicherheit nicht gab. Schließlich fand er sich

mit der Tatsache ab, dass man ihm früher oder später dahinterkommen würde.

Die Doppeltüren flogen auf, und Stalin stürmte ins Vorzimmer.

In seinem alphaften Tagtraum kam es Poskrjobyschew vor, als hätte sich Stalin, der ebenfalls einen bräunlich grünen Waffenrock trug, selbst in einen der fauligen Äpfel verwandelt, mit denen die Genossen Schwartz und Ermakow ihn so zielsicher beworfen hatten.

»Wo steckt er?«, brüllte Stalin. »Wo steckt die boshafte Kanaille?«

»Hier, Genosse Stalin!«, erwiderte Poskrjobyschew mit angstvollem Blick.

Stalin kniff die Augen zusammen. »Was?«

»Ich bin hier, Genosse Stalin!«, schrie Poskrjobyschew in blindem Gehorsam.

»Haben Sie komplett den Verstand verloren?«, entgegnete Stalin, stützte sich mit den Knöcheln auf Poskrjobyschews Schreibtisch und beugte sich so weit vor, dass ihre Gesichter nur noch eine Handbreit auseinander waren.

»Ich suche Pekkala!«

»Dann haben Sie ihn gefunden!«, war eine Stimme zu hören.

Poskrjobyschew drehte sich um. In der Vorzimmertür stand ein Mann. Weder er noch Stalin hatten ihn eintreten hören.

Pekkala war groß, breitschultrig, hatte eine gerade Nase und kräftige, weiße Zähne. In seinen kurzen dunklen Haaren waren erste graue Strähnen zu sehen. Er trug einen knielangen, linksgeknöpften Mantel aus schwarzer Wolle

mit kurzem Kragen und verdeckter Knopfleiste. Seine ebenso schwarzen, knöchelhohen Stiefel waren doppelt besohlt und auf Hochglanz gewienert. Die Hände hatte er hinter dem Rücken verschränkt, unter dem schweren Mantelstoff zeichnete sich leicht das Schulterhalfter für seinen Revolver ab.

Stalins Zorn verflog ebenso schnell, wie er über ihn gekommen war. Ein Lächeln legte sich auf sein Gesicht, und er kniff die Augen zu schmalen Schlitzern zusammen. »Pekkala!«, knurrte er. »Ich habe Arbeit für Sie.«

Als die beiden Männer in Stalins Büro verschwanden und sich hinter ihnen leise die Tür schloss, hatte die Angst Poskrjobjeschew noch so fest im Griff, dass er keinerlei Erleichterung verspürte. Später vielleicht, im Moment aber war er einfach nur froh, tief durchatmen zu können. Dann überkam ihn der überwältigende Wunsch, die Wettervorhersage für Archangelsk zu erfahren.

* * *

Stalin saß in seinem lederbezogenen Sessel am Schreibtisch und stopfte sich sorgfältig seine Pfeife mit honigfarbenem Balkantabak.

Es gab keine Sitzgelegenheit auf der anderen Seite des Schreibtisches, weshalb Pekkala im Stehen warten musste, bis der Genosse sein Ritual beendet hatte.

Das einzige Geräusch im Raum war das Ratschen des Streichholzes, dann Stalins rasselnder Atem, als er die Flamme über den Pfeifenkopf hielt und den Tabak anzündete. Nachdem dies vollbracht war, schüttelte er das Streichholz

aus und warf es in einen Messingaschenbecher. Süßer Tabakgeruch erfüllte den Raum. Schließlich ergriff Stalin das Wort. »Ich schicke Sie wieder nach Sibirien.«

Pekkala meinte, sich verhöhrt zu haben. Er war so entsetzt, dass er im ersten Moment nichts darauf erwidern konnte.

»Aber nicht als Gefangenen«, fuhr Stalin fort. »Nicht offiziell. In Ihrem alten Arbeitslager, in Borodok, ist ein Mord geschehen.«

»Mit Verlaub, Genosse Stalin, dort geschieht wahrscheinlich jeden Tag ein Mord.«

»Aber dieser hat meine Aufmerksamkeit erregt.« Stalin schien mit dem Aschenbecher beschäftigt und schob ihn von der einen zur anderen Seite des Schreibtisches und dann wieder zurück. »Sie erinnern sich an Oberst Koltshak?«

»Natürlich erinnere ich mich an ihn!«

Stalins Worte trugen Pekkala zurück zu einem trübseligen, verregneten Märzabend im Jahr 1917, kurz vor der Abdankung des Zaren.

*E*r wurde von Pferdegetrappel auf dem Schotterweg vor seinem Schlafzimmerfenster geweckt. In all den Jahren als Sonderermittler des Zaren hatte Pekkala in einem kleinen Holzhaus in Zarskoje Selo, dem kaiserlichen Dorf außerhalb von Petrograd, gleich in der Nähe der Stallungen gewohnt. Er war an das Geräusch von Pferdehufen gewohnt, wenngleich nicht unbedingt zu dieser Nachtzeit.

Pekkala spähte durch die Vorhänge. Insgesamt drei Fuhrwerke zogen im Dämmerlicht vorbei, jedes davon schwer beladen mit Holzkisten, die mit ihren Griffschlaufen aussahen wie Munitionskisten. Pekkala zählte fünfundzwanzig Kisten auf jedem Wagen.

Bei einem der Fuhrwerke war ein Rad gebrochen, die Ladung war heruntergerutscht. Soldaten waren damit beschäftigt, die Kisten am Wegrand zu stapeln, während andere sich daranmachten, das gebrochene Rad zu entfernen und ein Ersatzrad zu montieren.

Pekkala trat durch die Tür hinaus in die Morgendämmerung.

»Ah, da sind Sie ja!«, hörte er eine Stimme. »Entschuldigen Sie, wenn wir Sie geweckt haben.«

Pekkala drehte sich um. Vor ihm stand ein Mann in maßgeschneiderter Uniform und mit dem leicht o-beinigen

Gang eines Kavallerieoffiziers. Er hatte ein hageres, scharfgeschnittenes Gesicht mit gewichstem Schnurrbart.

Pekkala erkannte ihn sofort als Oberst Koltschak, der sowohl aufgrund seiner gesellschaftlichen Stellung im russischen Adel als auch wegen seiner ausgesprochenen Kaltblütigkeit das Wohlwollen des Zaren genoss.

Beim Anblick von Koltschak und den Kisten war Pekkala sofort klar, was hier vor sich ging: Die Revolution hatte begonnen, und das Zarengold wurde an einen sicheren Ort gebracht. Mit der Aufgabe war Oberst Koltschak betraut worden, der in Begleitung von fünfzig eigens dafür ausgewählten Männern den Schatz nach Sibirien schaffen sollte. Koltschak, wusste Pekkala, hatte den Befehl, der Route der Transsibirischen Eisenbahn zu folgen und sich seinem Onkel Alexander Wassiljewitsch Koltschak anzuschließen, dem Oberbefehlshaber der russischen Schwarzmeerflotte, der die Verantwortung für das Gold übernehmen sollte. Der Admiral war dabei, eine Armee zum Kampf gegen die Bolschewiken aufzustellen. Gerüchten zufolge wollte er die Unabhängigkeit von ganz Sibirien ausrufen.

Der Befehl zum Abtransport des Goldes hätte schon vor Wochen, wenn nicht Monaten erteilt werden sollen. Trotz unübersehbarer Warnsignale hatte Pekkala selbst miterleben müssen, wie die Romanows vor der unmittelbar bevorstehenden Revolution die Augen verschlossen, sie einfach nicht für möglich halten wollen. Jetzt wurde Petrograd von Revolutionsgarden kontrolliert, und es war nur eine Frage der Zeit, bis sie in Zarskoje Selo auftauchten.

»Sie hauen auch ab?«, fragte Koltschak, als er Pekkala die Hand gab.

»Bald«, erwiderte Pekkala. »Ich muss ja nur meine Tasche packen.«

»Sie reisen mit leichtem Gepäck«, sagte Koltschak. Er versuchte sich entspannt zu geben, sein Unmut über die Verzögerung aber war nicht zu überhören.

»Anders als Sie«, erwiderte Pekkala mit Blick auf die Fuhrwerke.

»In der Tat«, seufzte Koltschak. Mit einem scharfen Befehl schickte er die beiden unversehrten Wagen voraus und blieb selbst zurück, um die Reparatur des dritten zu beaufsichtigen.

Es dauerte eine ganze Stunde, bis das gebrochene Rad ausgetauscht war, und als zwei Soldaten die Kisten wieder auf den Wagen luden, riss eine der Griffschlaufen. Die Kiste entglitt ihnen, krachte zu Boden, und die Goldbarren purzelten heraus.

»Verflucht noch mal!«, brüllte Koltschak die Soldaten an. Dann wandte er sich an Pekkala. »Das alles soll ich ans andere Ende des Landes bringen. Aber wie soll ich das schaffen, wenn ich mit den Karren noch nicht mal vom kaiserlichen Anwesen komme?«

»Sie haben noch einiges vor sich«, pflichtete Pekkala ihm bei.

»Was Sie hier sehen, ist der Beweis, dass die Welt, wie wir sie kennen, untergehen wird«, sagte Koltschak unvermittelt.

»Männer wie wir müssen jetzt sehen, wie sie überleben.«

Koltschak saß auf, während sich das Fuhrwerk langsam in Bewegung setzte. »Wir müssen uns in Geduld üben«, sagte er zu Pekkala. »Eines Tages werden wir Rache nehmen für alles, was diese Verbrecher mit dem anrichten, was wir lieben. Der Kampf ist noch nicht vorbei, Pekkala.«

Und Sie wissen noch, was aus Koltschaks Unternehmung geworden ist?«, fragte Stalin.

»Ja«, antwortete Pekkala. »Kaum waren er und seine Männer unterwegs, musste Koltschak feststellen, dass ein Informant sie an die Bolschewiken verraten hatte. Die Bolschewiken vermuteten, dass Koltschak die Gebiete erreichen wollte, die unter der Kontrolle seines Onkels standen. Sie schickten daher ihre Kavallerie, um sie abzufangen. Als Koltschak bemerkte, dass er verfolgt wurde, und da die Fuhrwerke mit dem Gold seinen Vormarsch bremsen, beschloss er, das Gold in Kasan zurückzulassen – dort mussten sie auf ihrem Weg nach Sibirien durch. Und dort wurde das Gold später von der Tschechoslowakischen Legion geborgen, die ebenfalls auf dem Weg nach Wladiwostok war.«

Stalin nickte. »Fahren Sie fort.«

»Im Winter 1918 hatte sich die Tschechoslowakische Legion unter dem Kommando von General Gajda mit der Weißen Armee des Admirals vereint. Im Frühjahr 1919 traten sie zur Offensive gegen die roten Streitkräfte an.«

»Aber die Offensive kam zum Erliegen, nicht wahr?«

»Ja«, bestätigte Pekkala, »und im November jenes Jahres musste der Admiral seine Hauptstadt Omsk aufgeben. Den gesamten Winter über waren die tschechoslowakischen

und weißen Truppen auf dem Rückzug nach Osten in Richtung Wladiwostok. Dort hofften sie Schiffe zu erreichen, die sie in ihre Heimatländer zurückbrachten. Sie hatten Züge requiriert, unter anderem gepanzerte Waggons, und sind der Strecke der Transsibirischen Eisenbahn gefolgt. Im Januar 1920 waren sie aber immer noch weit von der Küste entfernt, und Admiral Koltschak, der die Ausweglosigkeit seiner Situation einsehen musste, legte sein Kommando nieder. Er stand von da an unter dem ›alliierten Schutz‹ des sechsten Schützenregiments der Tschechoslowakischen Legion, die von General Janin befehligt wurde. Die Tschechoslowaken waren für die Sicherheit des Admirals verantwortlich.«

»Und was geschah dann?«

»Sie wissen, was dann geschah, Genosse Stalin. Warum fragen Sie?«

Stalin hob langsam die Hand. »Tun Sie mir den Gefallen, Pekkala. Was geschah als Nächstes?«

»Gut«, seufzte Pekkala. »Als der tschechoslowakische Konvoi Irkutsk erreichte, wurde er von bewaffneten Mitgliedern der Sozialrevolutionäre gestoppt. Sie forderten die Auslieferung Koltschaks, im Gegenzug durfte die Legion passieren.«

»Und was wollten die Sozialrevolutionäre noch?«

»Gold«, erwiderte Pekkala. »Den Zarenschatz, der noch immer von den Tschechen bewacht wurde.«

»Und was haben sie dann gemacht, diese Tschechen vom sechsten Schützenregiment?«

»Sie haben das Gold und Admiral Koltschak ausgeliefert.«

»Warum?«

»Die Sozialrevolutionäre hatten die Tunnel am Baikalsee vermint. Hätten sie die Tunnel gesprengt, wären die Tschechen nicht mehr durchgekommen. Wenn sie Wladiwostok erreichen wollten, blieb ihnen gar nichts anderes übrig, als Kolttschak und das Gold auszuliefern.«

»Und was ist aus Admiral Kolttschak, dem Herrscher von Sibirien, geworden?«

»Am 30. Januar 1920 wurde der Admiral von den Bolschewiken exekutiert.«

»Und was ist aus seinem Neffen, dem Oberst, geworden?«

»Die rote Kavallerie hat ihn schließlich eingeholt. Nach dreitägigen Kämpfen haben die letzten Überlebenden, unter ihnen Oberst Kolttschak, kapituliert.«

Zu diesem Zeitpunkt war auch Pekkala von den Revolutionsgarden verhaftet worden. Beide Männer landeten im Butyrka-Gefängnis, ohne zu wissen, wo der jeweils andere abgeblieben war.

»Und natürlich«, sagte Stalin, »wissen Sie noch, was in der Butyrka geschehen ist.«

»Ob ich das noch weiß?«, entgegnete Pekkala. »Meinen Sie, ich würde das jemals vergessen?«

*N*ach monatelanger Folter und Einzelhaft in der alten Festung Butyrka wurde Pekkala von Gefängniswärttern über die steinerne Wendeltreppe in den Keller geführt. Er wusste, dass in diesen Gewölben, in denen früher ein auserlesener Weinkeller untergebracht gewesen war, mittlerweile die Staatsfeinde exekutiert wurden. So rechnete er fest damit, ebenfalls getötet zu werden.

Er war erleichtert, dass seine Qualen damit ein Ende haben würden. Manche Verurteilte wurden sogar schon erschossen, bevor sie unten an der Treppe angelangt waren, um sie endlich zu erlösen – eine Geste, die fast schon an Mitgefühl grenzte. Pekkala hoffte, dass es bei ihm ebenfalls schnell gehen würde. Unten angekommen, wurde er aber von den Wachen in einen Raum gebracht, in dem bereits mehrere Männer waren. Alle trugen die Gymnastiorka und die dunkelblauen Hosen und knielangen Reitstiefel der Angehörigen der Staatssicherheit.

Dazu kam eine weitere Person, eine kaum mehr als Mensch erkennbare Gestalt, die nackt in einer Ecke kauerte. Sein Körper war nicht mehr als eine von elektrischen Verbrennungen und Schlägen traktierte, verunstaltete Masse.

Es war Oberst Koltschak.

Volkskommissar Dschugaschwili, der Mann, der Pekkala seit Wochen verhört hatte, las Koltschak das Urteil vor.

In den letzten Sekunden seines Lebens rief Kolttschak Pekkala zu: »Sagen Sie Seiner Exzellenz, dass ich nichts verraten habe.«

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als die NKWD-Leute das Feuer eröffneten. Die Schüsse verursachten einen ohrenbetäubenden Lärm in der engen Zelle. Als das Gewehrfeuer endlich eingestellt wurde, trat Dschugaschwili vor, legte auf Kolttschaks rechtes Auge an und jagte ihm eine weitere Kugel in den Kopf.

Es war Dschugaschwili, der jetzt vor Pekkala saß. Josef Dschugaschwili, der seinen Namen in Stalin – der Stählerne – geändert hatte, wie es bei den Bolschewiken in den Anfangsjahren üblich gewesen war.

»Sie wissen, Pekkala, dass das Gedächtnis trügerisch sein kann. Sogar Ihres.«

»Was meinen Sie damit?«

Nachdenklich zog Stalin an seiner Pfeife. »Der Mann, den Sie für Oberst Koltschak gehalten haben, der Mann, den ich *ebenfalls* für Koltschak gehalten habe, war, wie sich herausstellte, ein Betrüger.«

Pekkala war zwar überrascht, das zu hören, aber er wusste, dass es nicht gänzlich abwegig war.

Der Zar selbst hatte ein Dutzend Doppelgänger, die, falls Gefahr drohte, seinen Platz eingenommen und in manchen Fällen dafür mit ihrem Leben bezahlt hatten. So war es nicht unwahrscheinlich, dass jemand, der für den Zaren so wichtig war wie Oberst Koltschak, ebenfalls einen Doppelgänger hatte.

»Was hat das mit dem Mord in Borodok zu tun?«

»Das Opfer heißt Isaak Ryabow, ehemaliger Rittmeister der zaristischen Kavallerie und einer der letzten Überlebenden von Koltschaks Männern, die in Borodok noch inhaftiert waren. Ryabow hat dem Lagerkommandanten

den Vorschlag unterbreitet, ihm den Aufenthaltsort von Oberst Koltschak zu verraten, falls er dafür entlassen würde. Aber jemand ist uns zuvorgekommen.«

»Ryabow hat vielleicht gewusst, wo Koltschak sich vor zwanzig Jahren versteckt hat, aber seitdem kann der Oberst doch überall sein. Glauben Sie wirklich, Ryabows Informationen wären noch zutreffend gewesen?«

»Ich kann es mir nicht leisten, diese Möglichkeit grundsätzlich auszuschließen.« Stalin legte die Pfeife in den Aschenbecher auf dem Schreibtisch. Er lehnte sich zurück und faltete die Hände. »Meinen Sie, Oberst Koltschak hat es den Tschechen jemals verziehen, dass sie seinen Onkel ausgeliefert haben?«

»Das bezweifle ich. Soweit ich Koltschak kannte, gehörte Versöhnlichkeit nicht unbedingt zu seinen Tugenden. Im Grunde glaube ich aber, dass den Tschechen keine andere Wahl blieb.«

»Das sehe ich ebenso.« Stalin nickte. »Aber in Oberst Koltschaks Augen war es nun mal Aufgabe der Tschechoslowakischen Legion, seinen Onkel zu schützen – vom Gold ganz zu schweigen. Dass sie dann alle bei der Erfüllung ihrer Pflicht starben, war für jemanden wie Koltschak nebensächlich.«

»Und woher glauben Sie Koltschaks Gedanken zu kennen?«

»Ich kenne sie nicht. Ich sage Ihnen nur, was ich mir an Oberst Koltschaks Stelle gedacht hätte. Und ich sage Ihnen auch, wenn sich jemand wie Koltschak vorgenommen hat, Rache zu üben, dann ist er dafür bereit, die ganze Welt in Flammen aufgehen zu lassen.«

»Aber selbst wenn wir Koltschak finden sollten, dürfte er doch kaum mehr eine Gefahr sein. Er ist doch nur ein Einzelner.«

»Das ist mir kein Trost. Auch ein Einzelner kann sehr gefährlich sein. Ich weiß das, denn ich bin auch nur ein Einzelner, und ich bin sehr gefährlich. Und wenn ich in einem anderen Eigenschaften entdecke, die ich von mir kenne, weiß ich, dass ich das nicht ignorieren darf. Sie und ich, Pekkala, bilden einen seltsamen Bund. In unserem Denken sind wir so ziemlich das Gegenteil des jeweils anderen. Aber wenn es um den Überlebenskampf unseres Landes geht, überschneiden sich unsere Vorstellungen. Das ist der Grund, warum Sie an jenem Tag im Keller des Butyrka-Gefängnisses nicht gestorben sind. Koltschak aber ist nicht wie Sie. Deswegen habe ich ihn zum Tode verurteilt und exekutiert. Oder es jedenfalls versucht.«

»Wenn es nur um Rache an einem Mann geht, den Sie verurteilt haben, aber nicht töten konnten, dann schicken Sie doch Ihre Männer aus, um ihn aufzuspüren. Für mich gibt es andere Fälle, bei denen ich mich als nützlicher erweisen kann.«

»Vielleicht haben Sie recht, aber wenn mich mein Instinkt nicht trügt, stellt Koltschak eine Gefahr für dieses Land dar ...«

»Dann werde ich ihn zur Rechenschaft ziehen«, unterbrach Pekkala.

»Und deswegen schicke ich Sie und nicht irgendeinen anderen.« Stalin schob Pekkala Ryabows Akte hin. »Sie führen Ihre Ermittlungen verdeckt durch. Sollte sich unter den Gefangenen in Borodok herumsprechen, dass Sie für

das Büro für besondere Operationen arbeiten, werde ich nicht nur Ryabows Mörder, sondern auch Sie verlieren.«

»Möglicherweise ist es nötig, Major Kirow in die Ermittlungen miteinzubeziehen.«

Stalin breitete großmütig die Arme aus. »Verstanden. Auch der Lagerkommandant ist angewiesen worden, Ihnen in jeder erdenklichen Weise behilflich zu sein. Er erwartet Sie mit der Leiche und der Tatwaffe im Lager.«

»Wer hat dort das Sagen?«

»Es ist noch derselbe Lagerkommandant wie damals, als Sie dort waren.«

»Klenowkin?« Pekkala hatte das Bild eines hageren Mannes mit hängenden Schultern und rasselkurzen, schwarzen Haaren vor sich. Er war ihm nur einmal begegnet – bei seiner Einlieferung ins Lager.